X <40MED <45 DEU BAY 49> 51STI> R<< << 02.01. 2016 >> >>R A4 ? www.sz-archiv.de

In Familienbesitz

Ady Abdoul Niang ist aus Senegal geflohen. Nun erwartet seine Mutter, dass er Geld nach Hause schickt. Doch wie soll das gehen, aus einem Münchner Heim?

Oben: Ady Abdoul Niang geht in München in die Berufsschule zur Berufsvorbereitung. Unten: Oma, Mutter, Schwestern und ein Cousin in Dakar.
FOTOS: NATALIE NEOMI ISSER(OBEN), ANTJE DRINNENBERG

VON JONATHAN FISCHER

Die Geschichte von Ady Abdoul Niang ist auch die Geschichte des breiten Grabens, der sich zwischen dem Alltag in einem senegalesischen Armenviertel und dem Leben in einem Münchner Heim für minderjährige Flüchtlinge auftut. „Ich mag nicht über meine Familie nachdenken“, sagt Ady und setzt sein Kleinjungen-Grinsen auf, das zu ihm gehört wie Brille, Käppi und Turnschuhe. Ady grinst auch, wenn er ernste Dinge sagt. „Denn was sie wollen, ist zu viel für mich.“

Der 18-jährige Senegalese stottert und braucht ein paar Anläufe für den Satz. Einmal die Woche hilft ihm eine Logopädin beim Verflüssigen seines Deutschs. Aber den Druck, der auf ihm lastet, kann ihm so leicht niemand nehmen. Ady hat seit seiner Ankunft in der Bayernkaserne vor eineinhalb Jahren eigene Wege gefunden, damit umzugehen. Das Bier, die Musik, der Rausch durchtanzter Nächte helfen ihm dabei. Manchmal zumindest – und zum Ärger der Betreuer. Ady lächelt und sagt „Ja, ja, ja“, wenn sie ihn mal wieder ermahnen, pünktlich zur Schule zu kommen, sein Taschengeld besser einzuteilen, an seine Zukunft zu denken. „Du willst doch hier noch länger bleiben, oder?“

Diesen subtilen Appell an seine Angst hört der Junge oft. Denn Ady gilt als Wirtschaftsflüchtling. Der deutsche Gesetzgeber sieht für Menschen, die aus rein materiellen Motiven geflüchtet sind, kein Asylrecht vor. So bekommen Senegalesen in Deutschland in der Regel keine Arbeitserlaubnis, und Adys Chance liegt allein in seinem jugendlichen Alter und einem baldigen Ausbildungsverhältnis.

Seine Freunde kennen den Jungen mit dem runden Gesicht als Partygänger, der stets für einen Spaß aufgelegt ist und dem man nie wirklich böse sein kann. Wenn er am Wochenende durch die billigen Clubs der Stadt zieht, schultert er eine Gitarre. Nicht dass Ady wirklich Gitarre spielen könnte. Aber er hat entdeckt, dass er als „Musiker“ mehr Eindruck schindet. Besonders bei den jungen Frauen. „Ich komme aus Jamaika“, so stellt er sich dann gerne vor.

Ady wirkt fröhlich und unbeschwert. So lange, bis die Mutter aus Senegal anruft und um Geld bittet. Das passiert jeden Tag. Dreimal

Doch der Sunnyboy, das ist nur die eine Seite. Sobald sein Handy klingelt und seine Mutter „mein Junge“ ruft, zuckt er zusammen. Dann verschwindet das Lächeln, und der 18-Jährige verzieht sich gebückt in eine Ecke. „Meine Mutter ruft mich dreimal am Tag an“, erklärt Ady, der als Ältester der Familie neben seiner Mutter und seiner Oma drei kleine Schwestern und sechs jüngere Cousins und Cousinen in einem Armenviertel von Dakar zurückgelassen hat. „Sie mahnen mich, keine Dummheiten zu machen. Und wollen wissen, wann ich endlich Geld schicke.“

Ady nickt am Telefon mit gesenktem Kopf – auch wenn die Oma mal wieder ihre Gebete in den Hörer spricht. „Sie reden darüber, dass ich ihnen ein neues Haus bauen werde.“ Er zuckt hilflos mit den Schultern. Alle paar Wochen schicke er mal 30, 40, 50 Euro. Trotzdem sei es nie genug. Ob seine Familie wisse, dass er mit 300 Euro monatlich für Essen, Kleidung und Dinge des täglichen Bedarfs zurechtkommen muss? „Nein, das können sie nicht verstehen. Ich sage immer nur ja, ja, ja. Und dass ich irgendwann alles schicken werde.“

Ady will nächstes Jahr seinen Hauptschulabschluss oder Quali machen und dann eine Lehrstelle als Hotelkaufmann finden. Das Hotel als Sehnsuchtsort, dort, wo das gute Leben stattfindet. Diesen Traum hat er schon in Dakar gehabt – und den möchte er sich erfüllen und so vom Flüchtlingsjungen zum ordentlichen deutschen Steuerzahler heranwachsen.

Aber was bedeutet das alles für seine Familie in Senegal? Kann er ihre Hoffnungen, ihre offenen und unausgesprochenen Erwartungen erfüllen? Und was wissen die zurückgebliebenen Familienmitglieder von Adys Münchner Alltag zwischen Schulpflicht und Party?

Dakar, im Marktviertel Medina: Eine Blechtür führt in einen engen Hinterhof. In der Ecke ein Waschbecken und hinter einem Vorhang eine Latrine, den Rest des schmalen Durchgangs nimmt ein Kohle-Stövchen ein, auf dem ein großer Topf mit Bohnen, Fleischresten und Knochen vor sich hinbrodelt. Essen für eine zwölfköpfige Familie. „Sagen Sie, dass es meinem Sohn gut geht!“ Adys Mutter, eine kleine Frau im traditionellen Wickelrock-Kostüm, hält die Hand des Besuchers lange umklammert. „Ady sagt immer nur, sei beruhigt, Mutter. Aber ich kann wegen ihm seit vielen Monaten nicht mehr schlafen.“ Tränen rollen über ihre Wangen. Ein verhärmtes Gesicht, das Frau Ndiaye älter wirken lässt als 43 Jahre.

Sie führt den Besuch durch den Hof. In einem der beiden winzigen Zimmer stapeln sich die Matratzen, in dem anderen sammelt sich das bisschen Wohlstand, das ihre jahrzehntelange Arbeit als Haushaltshilfe ermöglicht hat: ein Bett, ein Schrank, ein Stuhl, ein Fernseher. Die Erwachsenen dürfen sich aufs Bett setzen, eine Schar aufgekratzter Kinder kauert auf dem Boden. Drei von ihnen sind Adys Schwestern, die anderen drei die Waisen der verstorbenen Tante. Dazu kommen noch zwei Cousins, eine Cousine und die Kinder einer weiteren Schwester, die im Hof gerade Kleider wäscht.

Adys Mutter verdient als Einzige regelmäßig Geld. „Als Haushaltshilfe bekomme ich 30 000 Francs im Monat“, sagt sie. Umgerechnet sind das 50 Euro. Nicht genug, um auch nur eines der Kinder auf eine Schule zu schicken. Dass das nicht mal für das Essen reicht und dass die Oma täglich bei den Nachbarn betteln geht, erzählt sie nicht. Väter oder andere erwachsene Männer gibt es nicht in Frau Ndiayes Haushalt. Und so schauen alle auf die Oma, wenn es darum geht, das Wort zu führen: „Kann Ady einen Beruf lernen?“ Die rundliche alte Frau spricht mit natürlicher Autorität. „Wird er in Deutschland eine Frau finden? Eine, die ihm das Essen kocht, das er von daheim kennt?“

„Baya Münche“ rufen die beiden Cousins dazwischen und lachen. Von dem Land aber, in dem Ady nun lebt, weiß niemand Genaues. Nur, dass es ihm dort angeblich besser geht. „Ich wollte nicht, dass er geht“, sagt seine Mutter. „Ich habe ihn angefleht zu bleiben. Er hätte doch ertrinken können.“ Aber Ady ließ sich nicht umstimmen. „Andere hätten es auch geschafft, sagte er zu mir. Ich solle ihn ziehen lassen.“ Schließlich habe sie ihm ihr ganzes Erspartes ausgehändigt, knapp 500 Euro. Genug Geld, um Ady nach Europa zu bringen. Über die Reise mit dem Bus bis nach Agadez in Niger, auf einem Lastwagen bis zur libyschen Küste und an Bord eines Schlepperbootes nach Lampedusa, von alledem hat Ady ihr allerdings nichts erzählt. Auch nicht von den vielen Toten in der Wüste und auf dem Meer und den vielen Albträumen seitdem.

Adys Entscheidung, seine Heimat zu verlassen, lässt sich kaum mithilfe von Statistiken erklären. Immerhin herrscht im größten Teil Senegals kein Bürgerkrieg. Die Demokratie funktioniert relativ gut, in punkto Wirtschaftswachstum rangiert das Land gar auf Platz zwei in ganz Westafrika. Wer die reichen Viertel Dakars besucht, kann das sehen: Überall werden neue Bürogebäude hochgezogen und neue Hotels, Computerläden und Boutiquen eröffnen, während dicke Geländewagen und Limousinen die Straßen verstopfen. Aber das ist nur die eine Seite dieses westafrikanischen Musterlandes. Mehr als 50 Prozent der 13,6 Millionen Senegalesen sind unter 17 Jahren alt. Die traditionelle Fischerei kann sie nicht mehr ernähren. Seit ausländische Fangflotten das Meer vor den westafrikanischen Küsten leer fischen, lohnt es sich kaum noch, während die Landwirtschaft unter der Verpachtung der besten Böden an internationale Agrar-Konzerne leidet. Initiativen des Staates, alternative Ausbildungs- und Arbeitsplätze für die Jugend zu schaffen? Fehlanzeige.

Ein Blick auf die vermüllten, von Eselskarren dominierten Straßen der ärmeren Viertel Dakars lässt Adys Familie kaum als Ausnahme erscheinen. „Meine Mutter wollte nicht, dass ich wie alle anderen Straßenverkäufer werde“, sagt Ady bei einem Treffen in München. Er spricht von den Jungs, die an jeder Straßenkreuzung Parfums, Sonnenbrillen und Kochtöpfe an die Autofenster halten, Telefonkarten verkaufen und die Scheiben für ein paar Münzen putzen. „Was hatte ich für Aussichten?“

Seinen Plan, ins Ausland zu gehen, habe er schon als Kind gefasst, sagt Ady. Damals, als sein mehr als zehn Jahre älterer Cousin aus Frankreich zu Besuch gekommen war. „Er hatte einen Job, gute Kleider und genug Geld in der Tasche. Das wollte ich auch.“ München, Paris, Madrid, Rom – das waren für ihn lange nur Namen, die er mit Fußballclubs assoziierte. Aber er wusste, dass er dort ein Leben jenseits des Überlebens finden könnte. Ist das schon selbstsüchtig?

„Wenn die Tatkräftigen die Schwächeren ihrem Schicksal überlassen, dann ignorieren sie die Verantwortung für andere, die unter noch verzweifelteren Umständen leben.“ Das schreibt der englische Ökonomie-Professor und Afrika-Experte Paul Collier in seinem Buch „Exodus – Warum wir die Einwanderung neu regeln müssen“. Doch die Rechnung, gesteht Collier, funktioniere auch andersherum: Massive Rücküberweisungen in die alte Heimat und Wissens-Transfer „können eine Rettungsleine darstellen, einen Katalysator für Veränderungen“. Gerade in Senegal machen die Rücküberweisungen ganze neun Prozent des nationalen Einkommens aus.

„Ady ist ein guter Junge“ sagt die Oma, während der zwölfjährige Abu ein Geschenk von Ady auspackt, ein paar gebrauchte Turnschuhe. „Nicht so wie sein Cousin, der nach Frankreich ausgewandert ist, und uns nichts schickt. Von ihm hören wir gar nichts.“ Adys Oma spielt auf einen unausgesprochenen Deal ab: Die Familie finanziert die Auswanderung, der Migrant wird ihr dafür später einen Teil seiner Einkünfte schicken. Juristisch ist das natürlich nicht durchsetzbar. Dennoch kann die Oma darauf hoffen, dass Ady seinen Teil der Vereinbarung einhält, denn Familien bilden Inseln großen Vertrauens innerhalb Gesellschaften, in denen man sich kaum auf den Staat verlassen kann.

Von seinem neuen Leben in Deutschland weiß seine Familie wenig. Auch von der Flucht über das Meer hat Ady nichts erzählt

Zumindest könnte Ady den Lebensstil seiner zurückgebliebenen jüngeren Geschwister und Cousins beeinflussen. Eine neue Studie über Familienplanung kommt zu dem Ergebnis, dass nicht nur Einkommensüberschüsse in die Herkunftsländer der Emigrierten zurückfließen, sondern auch funktionierende Sozialnormen. Auch Collier spricht von einem „förderlichen Normentransfer“: Die Erfahrung des Lebens in einer einkommensstarken Gesellschaft wirke sich auch auf die Einstellung der in der Heimat Zurückgebliebenen aus – vorausgesetzt, die Migranten seien genug integriert.

Frau Ndiaye sagt, sie müsse jetzt aufbrechen. Wenn sie zu spät zur Arbeit kommt, warten genug andere Ungelernte auf ihren Job. Im Gehen zeigt sie noch ein winziges Nebenzimmer, in dem fünf fleckige kleine Matratzen am Boden liegen. Der Schlafplatz der Kleinsten. Durch die Risse im Wellblech dringt Licht ein, in der Regenzeit tropft Wasser durchs Dach. Wenn Ady nur da wäre, sagt sie, der könne das womöglich reparieren.

Ob der Sohn einmal mehr Verantwortung übernehmen wird als die Männer in seiner Familie? Ohne Vater aufgewachsen und letztlich von allen positiven männlichen Rollenmodellen abgeschnitten, orientierte Ady sich bisher vor allem an anderen Halbwüchsigen. „Was soll ich über meinen Vater erzählen“, sagt er, „es gibt nichts Gutes über ihn zu berichten.“ Nur mit einem einzigen seiner Onkel habe er Kontakt. Er meldete sich bei Ady, nachdem er von seiner Flucht nach Europa hörte – mit der Bitte, Geld zu schicken. „Er hat mich ständig angerufen und unter Druck gesetzt.“ Ady, der einem Älteren in der Familie nicht widersprechen darf, hat sich schließlich dazu durchgerungen, die Anrufe des Onkels nicht mehr anzunehmen.

„Alles ist gut.“ So hat sich Ady angewöhnt, alle Fragen seiner Familie zu beantworten. Den Rest verschweigt er ihnen: dass er in Deutschland schon mehrfach „Scheiß-Ausländer“-Rufe gehört hat, dass die Eltern seiner Freundin ihn wegen seiner Hautfarbe ablehnen, dass er wegen Ordnungsverstößen wie Rauchen im Zimmer aus seinem Wohnheim geflogen ist. All das möchte er seiner Familie nicht verraten. „Am Ende schläft meine Mutter wieder nicht.“

Dass er nichts von seinem neuen Leben mit seiner Familie teilen kann, schmerzt Ady nicht. „Das Schönste an Deutschland ist die Freiheit.“ Wie schwer die ihm zugedachte Rolle als Retter der Familie wiegen muss, kann man nur erahnen. Nur wenn seine Cousins auch auf die Idee kommen sollten zu flüchten, würde er ihnen seine wahre Geschichte erzählen. Um keinen Preis der Welt sollen sie ihr Leben leichtsinnig auf der Flucht riskieren. So wie er.

FAMILIENTRIO

Meine drei Kinder haben je zehn Geschenke zu Weihnachten bekommen. Die Verwandtschaft hat meine Bitte, weniger zu schenken, nicht verstanden. Ich habe nun einiges weggeräumt, und die Kinder haben es nicht mal vermisst. Kann ich Geschenke verstecken oder oder sogar wegwerfen, obwohl sie nicht für mich gedacht waren, sondern meinen Kindern gehören?
Theresa H., Gauting

FOTOS: PA/DPA (2), KRING

Kirsten Boie:
Die Lösung müsste eigentlich sein, dass Verwandte gar nicht erst so viel schenken. Dass sie es trotz Ihrer Bitte tun, ist fast rücksichtslos und berechtigt Sie auch dazu, Geschenke verschwinden zu lassen. Es mag um leuchtende Kinderaugen gehen, aber eigentlich beschenken sich die Verwandten natürlich selbst. Bei Großeltern kommt vielleicht noch folgender Aspekt dazu: „Bei unseren Kindern konnten wir das nicht, darum wollen wir jetzt bei den Enkeln…“ Zwar werden Sie Ihre Verwandtschaft verletzen, wenn Sie das so deutlich sagen, aber versuchen Sie, ihnen Folgendes zu erklären: Je jünger Kinder sind, desto spannender ist die Welt und umso weniger Spielzeug benötigen sie. Jeder kennt die Begeisterung kleiner Kinder für Kochlöffel, Töpfe und Pappkartons. Ganz wenige Stofftiere und Puppen, die heiß geliebt werden, helfen Ihren Kindern in ihrer Entwicklung sicher mehr und machen sie glücklicher als die Überforderung durch ständig neue Kuscheltiere, die sie gar nicht alle lieb haben können. Wie wäre stattdessen gemeinsames Kuchenbacken, Kicken auf dem Fußballplatz, eine Forschungsreise im Park oder ein Besuch im Schwimmbad als „Geschenk“? Die Kleinen freuen sich wohl am meisten, wenn man mit ihnen Quatsch macht. Ob das überzeugt?

Jesper Juul:
Ich finde, Sie sollten Ihren Verwandten noch eine Chance geben. Erklären Sie ihnen: „Meine Kinder bekommen so viele Geschenke, dass sie kaum noch Gefallen daran finden und mit ihnen spielen können. Aber sie freuen sich, euch auch ohne Mitbringsel zu sehen. Bitte reduziert eure Menge an Geschenken oder gebt ihnen ein bisschen Geld, damit sie es für etwas ansparen können, dass sie wirklich brauchen.“ Sollten Ihre Verwandten immer noch so weiterschenken wie bisher, können Sie das genau so handhaben, wie Sie es gerade ohnehin schon tun, und dann aber mit gutem Gewissen. Alternativ können Sie Ihre Kinder dazu ermutigen, einen Teil der Geschenke Kindern in einer weniger glücklichen Lage zu geben.

Katia Saalfrank:
Aus meiner Sicht haben Sie zwei Möglichkeiten: Entweder sprechen Sie mit ihren Verwandten und bitten – zur Not auch ohne tieferes Verständnis für Ihre Position – darum, zu respektieren, dass Sie diese Geschenke-Flut für Ihre

Kinder nicht wünschen. Sie können etwa anbieten, im Vorfeld des nächsten großen Festes Geschenkideen zu kommunizieren, damit Sie sich nicht so überflutet fühlen. Die andere Möglichkeit ist, dass Sie weiterhin im Nachhinein selbst handeln und einiges wegräumen. Etwas auszusortieren und zur Seite zu räumen empfinde ich übrigens noch mal als etwas anderes als die Sachen einfach wegzuschmeißen. Im Grunde zeigen Ihnen die Kinder ja, dass Sie Ihnen das Wegräumen der Spielsachen nicht übel nehmen. Sie können auch von Zeit zu Zeit mit den Kindern gemeinsam überlegen, welche Dinge für sie Bedeutung haben und welche nicht tagtäglich in Gebrauch sein müssen. Welcher Weg für Sie der richtige ist, können nur Sie entscheiden.

Kirsten Boie ist Schriftstellerin und Autorin von mehr als hundert Kinder- und Jugendbüchern, darunter die allseits bekannten und geliebten Geschichten „aus dem Möwenweg“ oder die Abenteuer des kleinen „Ritter Trenk“.

Jesper Juul ist Familientherapeut in Dänemark und Autor zahlreicher internationaler Bestseller zum Thema Erziehung und Familie.

Katia Saalfrank ist Pädagogin, Musiktherapeutin und wurde als Fachberaterin in der Sendung „Die Super Nanny“ bekannt. Heute arbeitet sie in ihrer eigenen Praxis in der Eltern- und Familienberatung.

› ***Haben Sie auch eine Frage? Schreiben Sie eine E-Mail an: familientrio@sueddeutsche.de***

DIZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de
dima001
SZ20160102S3064961